

libel
morge!!



LIBEL SPIEL

Norbert Trawöger

Spiel

Norbert Trawöger

Die S P i L

Norbert Trawöger

Zur besseren Verständlichkeit wird im folgenden Essay auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen nicht nur nicht verzichtet, sondern es wird ein Spiel der Möglichkeiten gepflegt. Das Geschlecht spielt eine Rolle. Sollte das generische Femininum zur Anwendung kommen, sind alle Geschlechter gleichermaßen gemeint.

Männer (aus und außerhalb von Flake), bleibt ruhig und im Spiel.

*Aus dem Wollen hinaus. Tiefer
zu einer anderen Grenze, der Schwung,
der sie findet, ist der Anfang ...*

Alfred Kolleritsch

*Für meine Töchter
und für alle,
die sich gelegentlich auf den Kopf stellen,
um auf die Füße zu fallen.*



Wir spielen alle

Vorspiel

Ven ich ervagseng bin. Nur für einen Augenblick hatte ich das Zimmer verlassen, um mich bei meiner Rückkehr zu fragen, was mir über die Tastatur gelaufen war. Durch lautes Lesen machte ich Bedeutung und Urheberin aus. Kann man mit einem verballhornten Satz ein Buch anfangen? Man kann, wenn man will. Meine siebenjährige Tochter konnte und ich wollte. „Papa, jetzt lerne ich dir etwas, was die Erwachsenen noch nicht können!“, hat es ihre kleinere Schwester in anderem Zusammenhang auf den Punkt gebracht. Zum Beispiel dem Unbegreiflichen, dem Unsinnigen nicht gleich zu misstrauen, denn das hält uns im Spiel. Um dieses soll es in diesem persön-

lichen Versuch der Annäherung gehen, den ich wage, auch *wenn ich erwachsen bin*. Ich meine es ernst mit dem Spiel.

Wir spielen Ball, Flöte, Roulette oder die Heldin. Die Zeit spielt uns in die Hände, wieder andere spielen auf Zeit. Er will ja nur spielen, heißt es, wenn die Lage scheinbar ungefährlich ist. Kinder spielen einfach, viele trainieren es, manche Erwachsene betreiben es beruflich. Wir verderben (jemandem) das Spiel, spielen mit dem Feuer, Verstecken oder Katz-und-Maus. Das Geschlecht spielt keine Rolle, behauptet der, der den starken Mann spielt. Wir setzen aufs, kommen ins Spiel. Spielen ist Kochen ohne Rezept. Musizierende spielen Bach, Heranwachsende am Bach. Wir spielen ein doppeltes Spiel, uns mitunter um Kopf und Kragen. Nur verspielen will (sich) niemand. Wir spielen auf, an, um, ab und zu. Aber wenn es ernst wird, haben wir ausgespielt. Dann gelten andere Spielregeln und die Spielplätze werden versperrt. Wir spielen alle. Spielen ist Zustand und Arbeit, Absicht und Zufall, Ausnahme und Regel. Es geschieht einfach, wir arbeiten hart dafür oder vergessen völlig darauf.

Spielen wir mit offenen Karten: Ich habe mich ins Spiel gebracht und bin Flötenspieler. Das habe ich studiert, jahrelang Tag und Nacht geübt und spiele nun trotzdem oft die erste Geige, ohne sie je gelernt zu haben. Ich bin Künstlerischer Direktor eines der größten Spielkollek-

tive Österreichs, des Bruckner Orchester Linz, und war schon einmal Zirkusdirektor: „Sie waren doch Zirkusdirektor bei der Kinderklangwolke vor sechs Jahren?“, fragt mich ein Mann auf der Straße, an der Hand seine Tochter im Volksschulalter. Ich nicke überrascht. „Sie haben damals unseren Kindern empfohlen, mehr mit uns Erwachsenen zu spielen, denn wir Erwachsenen würden dies ganz notwendig brauchen. Das habe ich mir gemerkt.“ Wie das Leben spielt, der Unbekannte hat mich daran erinnert, dass ich ihn damals daran erinnere habe, was mich unablässig bewegt und was wir nicht vergessen dürfen: das Spielerische, das Spielen. Das Spiel in all seinen Aggregatzuständen begleitet mich mein Leben lang. Ich bin professioneller Spieler, meide Spiele des Glücks und des Sports und könnte mir ein Dasein ohne das Spielerische nicht vorstellen. Es eröffnet Möglichkeiten: manchmal die, bei vollem Bewusstsein fliegen zu können oder einfach mit den Herausforderungen des Lebens umzugehen.

Prinz Philip eröffnete 1969 eine Veranstaltung in Kanada mit den Worten: „I declare this thing open, whatever it is.“ Ich erkläre die Spiele für eröffnet, welche immer sie sein mögen, was Sie schon am Anfang dieses Buches bemerken konnten. Erwarten Sie keine Wettspiele, zwischen Spiel und Spiel ist ein Unterschied, der im Englischen mit „play“ und „game“ präzise benannt ist. „Game“

bedeutet meist Wettkampf, wie etwa beim Tennis- oder Kartenspielen. Das „play“ ist viel mehr und auch für das „game“ niemals auszuschließen. Ich spiele in diesem Buch persönliche Spielzüge aus, die wie in einem Mobile zusammenhängen. Ein frei hängendes, leichtes Gebilde, das Sie in seinen Einzelteilen, in welcher Reihenfolge auch immer, betrachten und ausbalancieren können. Dieses Spielmobile bewegt sich in den Luftzügen Ihrer Wahrnehmung. Wenn Sie der eine oder andere zu eigenen Spielzügen anstiftet, haben wir alle gewonnen. Wer wagt, gewinnt – zumindest an Erfahrung.

Wenn Sie sich nicht angespielt fühlen, lassen Sie sich keinesfalls aus der Ruhe bringen, den Ball vorbeirollen und klappen Sie das Buch zu.

Aufforderung zum Tanz

Noch ein Vorspiel

Eine befreundete Tänzerin erzählte mir, dass sie inmitten der „lockdownfreien“ Pandemiezeit nach einem Workshop mit ihrer Tanzgruppe mit der U-Bahn gefahren sei. Die Rolltreppe, die ins Freie führte, habe plötzlich angehalten. Die Menschen rundherum seien nach allen Seiten gefallen und umgekippt, nur die Tänzerinnen hätten sich mühelos in Balance gehalten. Sie seien elastisch und wach im Spiel geblieben, trotz abrupten Stillstands. Die Tänzerinnen hätten durchlässig reagiert und seien nicht in Verfestigung erstarrt, die einen bei Eintritt eines unerwarteten äußeren Ereignisses ausgeliefert sein lässt.

Diese Geschichte hat mich als Bild ergriffen, das für unsere Zeit stehen könnte. Das Virus und seine Auswirkungen halten uns in einem unberechenbaren Stop-and-go-Modus. Jene, die bereit sind, die Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten wach anzunehmen, bleiben im Spiel. Dazu gehört, dass die Möglichkeitsmuskulatur aktiviert ist, wie das beim Tanzen der Fall ist. Lassen wir sie verkümmern, berauben wir uns bei Verlassen des Normalzustands der Beweglichkeit und unserer Handlungsfähigkeit. Dies gilt nicht nur in Pandemiezeiten. Die oder der Spielgeübte und -bereite bleibt handlungsfähig, wenn es ernst wird.

Bitte nicht stören!

„Was habt ihr heute im Kindergarten gemacht?“, frage ich meine Tochter. „Gespielt haben wir!“, antwortet sie mit offenkundiger Verwunderung über meine Frage. „Was habt ihr gespielt?“, bohre ich weiter. „Einfach gespielt!“, sagt sie. Als alter Verfechter der menschlichen Räume des Zweckfreien, des Ungreifbaren, wie sie in der Kunst häufig erfahrbar sind, fühle ich mich ertappt.

Kinder nennen die Dinge beim Namen, nicht beim Nutzen. Wer spielt, spielt einfach. Mehr geht nicht, mehr braucht es nicht. Es ist keine Frage nach dem Was, Warum oder Wie, noch zielt das Spiel in erster Linie auf Unterhaltung ab. Kein Mensch würde fragen: „Was hast du heute geatmet?“ Spielen gehört zur Grundanlage, zur Werkseinstellung von uns Menschen. Wir kommen

spielbereit auf die Welt, die wir uns spielerisch erobern. Auf dem Rücken liegend versetzen wir in der Babywiege mit unseren kurzen Armen über uns Hängendes in Bewegung, was uns in begeisterte Verzückung bringt.

Etwas später ziehen wir den Sessel heran, nicht unbedingt, um auf die heiße Herdplatte zu greifen, sondern etwa, um Türen zu öffnen. Wir ziehen Töpfe aus dem Kasten, spielen Schlagwerk, Kochen oder Verkaufen. Nehmen Bücher aus dem Regal, blättern darin, betrachten auf dem Kopf stehende Bilder und lesen mit lauter Stimme unsere erfundenen Geschichten vor, obwohl wir des Lesens noch nicht mächtig sind. Nichts geht uns über Selbstermächtigung, wir wissen es nur noch nicht. Im Sand errichten wir Burganlagen mit hohen Türmen, Mondlandschaften mit tiefen Kratern oder Flussdeltas mit unzähligen Armen und Verläufen. Vorerst brauchen wir keine Spielgefährtinnen oder -gefährten, die kommen später als imaginäre oder reale Freundinnen ins Spiel. Die Unwirklichkeit des Imaginativen wird uns noch früh genug klargemacht.

Spielen ist keine Frage des Könnens, sondern des Tuns. Wer will, der kann, wenn sie oder er Lust dazu hat. Spielen ist Zustand, Tätigkeit und Energie. Wir sind erfüllt von Möglichkeiten, die uns ergreifen, indem wir danach greifen. Das ist die Lebenszeit, in der das Offensichtliche und das Unsichtbare zum Verwechseln ähnlich sind. Die

Fantasie beim Spielen macht das Unsichtbare sichtbar. Das ist der Ernst des Lebens, mit dem wir geboren werden.

Diese Erkenntnis hier so aufzuschreiben, kann wiederum nur einem Erwachsenen wie mir einfallen. Es ist ernst und unernst zugleich, und würde ich vom Vergnügen schreiben, dann steckten wir sofort in einem Dilemma: Vergnügen bedeutet, nicht mehr der Ernsthaftigkeit bezichtigt werden zu können. Oh, da will es sich einer leicht machen! Der Spielraum ist das menschliche Zauberterritorium, in dem wir uns verlieren, ohne verloren gehen zu können, und dabei immer von etwas gefunden werden. Dort halten wir uns selbstverständlich auf, um zu erfahren, dass wir Erfahrungen machen können. Es ist die Lichtung, auf der wir uns als Fantasiebegabte begreifen lernen, die Fertigkeiten im Unfertigen finden, ohne gleich auf ein Ziel oder eine Lösung losgehen zu müssen. Dabei sind wir unentwegt begeistert und staunen über uns selbst und die Welt. Wer staunt, liegt niemals falsch, denn es gibt kein falsches Staunen im richtigen Leben. Wir müssen nur in Ruhe gelassen werden, uns darf die Langeweile nicht genommen werden, um die Aussichten in uns finden zu können. Unschätzbar wertvoll ist die Erfahrung, den Schwerpunkt mitten in uns selbst zu finden. Das Recht auf Langeweile und das auf Spiel sollten in die Charta der menschlichen Grundrechte aufgenommen werden.

Immer öfter beobachte ich Eltern, die ihren Kleinkindern ihre Smartphones unter die Nase halten. Die Erziehungsberechtigten verabreichen dem Nachwuchs ein Narkotikum, um in Ruhe gelassen zu werden, und verspielen damit einiges an Erziehungsberechtigung. Das bricht mir das Herz, weil die menschliche Souveränität, mit sich selbst zu sein, aufs Spiel gesetzt wird. Zweijährige sitzen auf ihren Hochstühlen und starren wie hypnotisiert auf die kleinen Bildschirme. Die Sucht, untätig von außen belebt und unterhalten zu werden, ist kaum wieder loszuwerden. Die grundgelegte Spielmuskulatur beginnt zu verkümmern, das Spielvermögen wird verspielt.

Der Spielraum ist jener Ort, an dem wir die Welt erfahren, wo Fantasie sich zu entfalten beginnt, wo das Staunen und die Würde zu Hause sind. Es ist ein Areal, wo man Langeweile auszuhalten lernt, um in Eigenbewegung zu geraten. Es ist ein Fitnessstudio für unsere Spielmuskulatur, die wir zum Gestalten und Schöpferisch-Sein brauchen. Je mehr sie trainiert wird, umso größere Gewichte können gestemmt werden. Das Spielerische liegt (in) uns allen, will geübt und nicht nur bei Kindern ernst genommen werden. Es ist ein menschliches Seinsgebiet, an dessen Zugang stehen sollte: Bitte nicht stören!

Auf dem Spielplatz

„Wenn ich erwachsen bin, dann gehe ich alleine auf den Spielplatz“, protestiert meine Dreijährige, die in der Zukunft Selbstbestimmung erhofft und in der Gegenwart jeden Spielplatz schon aus weiter Ferne erkennt. Der Spieltrieb macht es möglich! Die Erfahrung zeigt, dass man von den Lagen der schönsten Plätze wissen muss. Sie liegen meist nicht an den Hauptwegen, sondern zwischen Wohnblöcken, in Seitenstraßen versteckt. Man entdeckt sie zufällig oder wird von anderen Eltern eingeweiht. Spielplätze gibt es von höchst unterschiedlicher Architektur, Qualität und Größe. Ich habe noch nie Kinder über die Beschaffenheit oder Bauart diskutieren gehört und finde es trotzdem interessant, dass sich der Wettbewerb zwischen den Spielplatzarchitekt*innen

offensichtlich in Grenzen hält. Denn meist muss das Herkömmliche genügen und sie ähneln einander im Üblichen. Es reichen eine Schaukel und ein Sandhaufen, um etwas zum Spielplatz zu erklären.

Eine Ausnahme ist der thüringische Spielplatzvisionär Hans-Georg Kellner. Er baut „leichte, aber wilde“ Kreativwelten, die sich harmonisch in ihre Umgebung einfügen. Rund 500 ungewöhnliche Spielplätze hat er mit seinem „Institut für spielbedingte Lärmentwicklung“ in den vergangenen 30 Jahren gebaut. Sein Ziel ist es, dass ein Spielplatz nicht aussieht wie ein Spielplatz, sondern dass er vielmehr „ein Akzent im Freiraum ist, der auch Erwachsenen guttut.“⁴ Kellner glaubt, „dass ein Kind überall Abenteuer entwickeln kann, wenn es den Abenteuergeist in sich trägt.“ Seine Spielplätze sind auch Schaukeln und Klettergerüste in einer anderen Form, die Raum bieten: „Aber das Abenteuer ist das Kind selbst.“² Die Abenteuer finden im Kopf statt und die riskantesten Spielplätze sind die sichersten. Das Verstörende macht neugierig, polarisiert, zieht Menschen an oder stößt sie ab. In Basel, wo die chemische Industrie eine große Rolle spielt, wollte er einen Spielplatz mit nachgebildeten Giffässern bauen: „Kinder spielen doch auch auf Müllplätzen.“⁵

Der Spielplatz ist ein faszinierender Urort menschlichen Seins, ein Reservat, dezidiert fürs Spielen bestimmt und

eingrichtet. Er ist aber auch ein nahezu utopischer Ort der unmittelbarsten Vergesellschaftung. Die Kinder bringen ihre Eltern, es sind immer noch vor allem die Mütter, unabhängig von Herkunft, Beruf oder sonstigen Unterscheidungsmerkmalen in eine Begegnungssituation, die in ihrer Vielfalt kaum woanders stattfindet. Bahnhöfe und Haltestellen sind zu flüchtig dafür, vielleicht findet eine vergleichbare Durchmischung – wenn auch männlich dominiert – nur noch auf Fußballplätzen statt. Auf dem Spielplatz kommt man auf den Parkbänken am Spielrand nebeneinander zu sitzen, spontan ins lockere Gespräch oder solidarisiert sich im bloßen Schauen nach den Kindern oder in die Mobiltelefone. Man reckt den Kopf, weil die Tochter auf dem Kletterturm nicht mehr zu sehen ist. Steht kurz auf und ist beruhigt, da sie am Ende der Rutsche wieder auftaucht und mit einem anderen Kind im Gespräch ist. Wenn ein Kind Hunger hat, wird gegenseitig mit Essbarem ausgeholfen. Am Spielplatz gibt es keine festen Strukturen und Institutionen. Hierarchien manifestieren sich beim Anstellen an der Schaukel, wo sich die oder der Stärkere vorzudrängen versucht. Am Spielplatzrand sind alle gleich, könnte man für einen fantastischen Moment glauben. Der Spieldrang der Kinder bringt die Erwachsenen zumindest auf dieselbe Sitzhöhe, wenn schon die Augen- und Ohrenhöhe unterschiedlich bleiben.

Ein Spielplatz verspricht nicht unbedingt, dass miteinander gespielt wird. In erster Linie werden die Geräte, die Infrastruktur genutzt. Interaktion ergibt sich und ist altersabhängig. Außer bei der Wippschaukel, dort wird ein Gegenüber gebraucht, das idealerweise ähnliches Gewicht hat, um balanciert im Auf und Ab miteinander zu sein. Die Vorstellung, dass der Spielplatz ein Ort reibungsfreien, spielerischen Zusammenseins sei, ist allerdings Illusion. Erwachsenenseitig geht es aus meiner Erfahrung meist friedlich zu, außer wenn in Konflikten für die eigenen Kinder Partei zu ergreifen ist. Es ist ein rarer Ort der ungeplanten kulturellen Vielfalt, von Verwertungslogiken und Leistungsschau weitgehend unbelastet. Es ist ein Ort der Lust und Freude, des zufälligen Miteinanders, des Unerwarteten, der Leichtigkeit und mitunter des Wettbewerbs, wenn es darum geht, wer sich traut, die drei Meter hohe Stange runterzurutschen oder die Kletterwand zu besteigen. Die Dynamiken auf dem Spielfeld und am Spielfeldrand sind verschiedenartige, aber sie finden sich in einem zufälligen Wir. Hier trifft die verschleierte Mutter auf die Großmutter einer Familie, die seit Generationen in der Stadt wohnt, oder auf den Bankbeamten, der soeben von seinem Sohn auf dem Heimweg vom Kindergarten zum Sandhaufen verschleppt wurde und dem Spieldruck des Nachwuchses nachgeben musste.

Der Spielplatz begünstigt Freiheit, selbst zu experimentieren und weniger Angst vor dem Scheitern zu haben. Spielen ist ein Prozess der Ermutigung, des selbstverständlichen Versuchens. Niemand kann behaupten, dass die Rutsche nur in Richtung Erdanziehung benutzt werden darf. Man kann auf die Gefahr hin, dass einem jemand entgegenrutscht, den glatten Anstieg wagen und einige Höhenmeter zurücklegen. Die Bespielung bestimme ich oder imitiere die Spielarten und Vorgangsweisen anderer.

Ist der Spielplatz ein Ort der Selbstbestimmung? Kinder können sich und ihre Möglichkeiten finden. Hin und wieder glaubt man als Erwachsener, mit ordnender Hand eingreifen zu müssen. Da wäre manchmal die Regel gut, die für den Fußballtrainer gilt, dass während des Spiels das Spielfeld nicht betreten werden darf. Zurufen ist erlaubt. Kinder haften für ihre Eltern. Eltern verhaften ihre Kinder. Natürlich nicht dann, wenn sich die Tochter verzweifelt in zweieinhalb Meter Höhe nicht auf die Rutschstange traut und weint.

Dieser Ort der Vergesellschaftung, des Offenen zieht in zentralen Stadtlagen Jugendliche mit ihren Lautsprechern und mehr oder weniger berauschenden Konsumgütern an. Was das System der Freiheit irritiert. Ein Ort der Toleranz verlangt nach Akzeptanz und Duldung: Was den Einen irritiert, kann für den Anderen Freiheit bedeuten, und umgekehrt.

Es gibt kaum einen anderen öffentlichen Ort, an dem die menschliche Dringlichkeit, selbst zu spielen, so augenscheinlich zu Tage tritt. Dabei ist die Sache leicht. Man bestimmt einen Platz und stellt darauf Spielgeräte unterschiedlichster Bauart, die zum Klettern, Kraxeln, Rutschen, Hüpfen, Schaukeln, Bauen, Drehen, Laufen, Ziehen, Steuern, Schaufeln und mehr einladen. Die Einladung zu den unterschiedlichen Bewegungsarten – es sind Erbauungsarten – des Spielens reicht, um den Spielplatz zum magischen Anziehungspunkt für Kinder zu machen. Das Eintauchen in dieses innere wie äußere Bewegungsareal ist unermesslich. Hier werden menschliche Bodenschätze geborgen. Das Graben im Sand ist ein Aufbruch zu sich selbst. Der Spielplatz ist ein Möglichkeitsraum der Wirklichkeit, dort gilt das Lustprinzip. Sich mit dem Möglichen zu beschäftigen ermöglicht es, sich als Gestalterin und Gestalter begreifen zu lernen. „Wenn ich erwachsen bin, dann gehe ich alleine auf den Spielplatz.“ Bis dahin begleite ich sie, und später werden wir einander dort treffen.

Oscillo, ergo sum

Zwischenspiel

Ich setze mich auf eine Schaukel und katapultiere mich mit dem ersten Schwung wie eine Rakete in eine Sphäre der Schwerelosigkeit. Dabei zieht sich mir ein Raumanzug an, der Kindheit heißt. Diese Schutzkleidung war unsere erste Haut, aus der wir meist erst mit Schulbeginn langsam, aber sicher herausgeschält werden. Nackt kommen wir im „Ernst des Lebens“ an, und die Zauberkräfte sind wir los. Damit hört sich das Spielen auf. Es gibt mindestens zwei Arten des Ernstes: den, der einen Zweck verfolgt und den, in den wir beim Spielen abtauchen. Manch ein Zweck heiligt die Mittel, aber nicht den Ernst, in den wir uns als Kinder beim Spielen

begeben. In Selbstvergessenheit von etwas ergriffen zu sein bedeutet die Verwandlung ins Jetzt. Spielen heißt, auf Selbstvergessenheit zu hoffen, heißt eine Verzauerung, heißt ein Vorgang zeitloser Unschuld, die zu erobern von uns als Großgewordenen wieder geübt werden muss. Wir brauchen sie, die Unschuld, um ins Spiel zu kommen. Nicht selten wartet aber das nächste Kind, das schaukeln will. Mit dem Spiel ist es wie mit der Geduld, Druck bringt sie in Gefahr.

Schaukeln ist für mich wie das Drücken des Resetknopfs, das meinen Urzustand für Momente wiederherstellt. Es braucht nur einen Ruck, um in Schwung zu kommen, und man wird geschaukelt. Fragt man Kinder, wie das geht, sagen sie: „Das habe ich mir selbst beigebracht.“ Die oder der Lehrende bringt nichts, um etwas zu können, was man kann, wenn man es kann. Ermuntern hilft. Ein Kinderspiel, auch Rumhängen ist erlaubt!

Ich gehe jetzt schaukeln.

Oscillo, ergo sum. Ich schaukle, also bin ich.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung durch
die Kulturabteilung der Stadt Wien, die Stadt Linz, die Stadt Wels und
das Land Oberösterreich.



mit Unterstützung von

Kultur



www.kremayr-scheriau.at

ISBN 978-3-218-01292-8

Copyright © 2021 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Linolschnitt, Schutzumschlaggestaltung,

typografische Gestaltung und Satz: Sheila Ehm

Reihen-Konzept: Stefanie Jaksch

Lektorat: Paul Maercker

Druck und Bindung: FINIDR s.r.o., Český Těšín